

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. Oktober 1901.

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung u. Schluß).

Bei diesen sentimentalischen Worten hatte sie ihr ein Glas Tokayer und Biscuit gereicht. „Sie bleiben in Ihrem Zimmer und kommen erst zur Besucheerung. Jetzt wird es lustig werden in unserem Hause, denn die Kinder kommen mit dem nächsten Zuge, die Jungen haben nichts wie tolle Streiche im Kopf und meine Tochter lacht und singt den ganzen Tag, trotzdem sie schon Mama ist und ein allerliebste Baby mitbringt.“

So plaudernd und wieder geschäftig im Vollbesitze der Gesundheit verließ die Baronin das junge Mädchen, und Maud hatte den ganzen Tag Zeit, sich ihren Gedanken hinzugeben.

Von Ilse war ein großes Paket angekommen, das aber die Baronin in Verwahrung nahm, denn die Zeit, wo alle Ueberraschungen offenbar werden sollten, war ja noch nicht gekommen. Wie glücklich machte es Maud, daß Ilse sich verlobt hatte.

Ihre Hochzeit sollte in wenigen Wochen stattfinden, unwillkürlich kehrten ihre Gedanken wie fast stets in das Haus zurück, aus welchem man sie so grausam gestoßen hatte. Alle hatten eine Heimat, nur sie war ein Wandervogel auf einem fremden Ast. Sie war ja nicht undankbar, gewiß nicht, sie fühlte die Liebe, welche ihr die gütige Dame des Hauses schenkte und erwiderte sie aus aufrichtigem Herzen. Aber das Fest der Familie, Weihnachten, rückte heran, nur wenige Stunden noch und der Christbaum brannte unten in dem behaglichen Wohnzimmer. Dann waren die drei Kinder der Baronin anwesend, was galt dann sie, die Fremde! —

Sie hatte einen Vorwand, sich bald zurückzuziehen, ihre kaum überstandene Krankheit. War diese Krankheit auch wirklich überstanden? Ach, wie konnte etwas aufhören, so lange die Ursache der verheerenden Wirkung nicht gehoben war. Ob sich Paula verlobt hatte? — Einmal hatte Maud an den Onkel geschrieben, aber Frau Ebrot, die eine Aufklärung fürchtete, hatte den Brief uneröffnet zurückgesendet. Lehrer Ebrot befand sich ja in einem vollständigen Irrthum über den Charakter und die Handlungsweise seiner Nichte. Er sah stets durch die Augen seiner Gattin. Man verstand ihm alles so beizubringen, ihn sehend blind zu machen, ihn vollständig in ein Netz voll Lügen zu verstricken. Ihr zurückgezogenes Wesen, ihr stetes in der Küche Verschwinden war Mauds Wunsch und Willen. Als aber der gutmüthige Onkel den von Frau Ebrot so sorgsam verborgenen Schatz dennoch vor die Augen des Mannes brachte, vor dem gerade man ihn verbergen wollte, da griff die intrigante Frau zu stärkeren Mitteln, und der arglose Mann lobte noch die Selbstverleugnung von Frau und Tochter, die ihm dieses so lange aus Mitleid mit der Argen verborgen hatte.

Allerdings, in einem Punkt wurde auch er jetzt zum Verbündeten, es hieß der Tochter den Freier zu retten und da Maud so schlecht und undankbar war, so durfte man keine Rücksichten nehmen! Eine Nothlüge ist ja erlaubt. Wie viele Menschen retten ihr reines Bewußtsein in diese Sackgasse und wie dehnbar wird ihnen der Begriff — Nothlüge. Von all' diesen Dingen hatte Maud keine Ahnung, sie begriff das veränderte Benehmen ihres Onkels nicht und es hatte sie heiße Thränen gekostet, daß man ihr nicht einmal erlaubt hatte, von ihm Abschied zu nehmen und die Kinder zum Lebewohl zu küssen. Daß sie Paula Platz machen mußte, das hatte sie allerdings verstanden, denn zu roh und deutlich hatte man ihr in dieser Hinsicht die Wahrheit gezeigt. Aber zu dem furchtbaren Weh, Bröt verloren zu haben, gesellte sich auch alsbald der innere Vorwurf, dies mitverschuldet zu haben. Man hatte sie eine Kokette genannt, sie erröthete noch in der Erinnerung, am Ende war sie auch ihm so verschrien, ihr Glück, mit ihm sprechen, spielen zu dürfen, hatte sie verwandelt, sie hatte ohne Ueberlegung sich ganz dieser Empfindung hingegeben und war dadurch vielleicht kokett erschienen, während sie doch nur wahr und offen war. Hatte Bröt aber einmal diese Ansicht gewonnen, dann gesellte sich zu dieser noch die Beleidigung, daß sie sein Bouquet an Paula verschenkt hatte. Sie wollte ihm ja alles aufklären, aber sie konnte nicht mehr und so stand sie in einem falschen Lichte da, und nichts, nichts konnte sie mehr retten.

Das war die Krankheit, die der Arzt vergebens mit einem harmlosen Pülverchen bekämpfen wollte. Das, und die gewaltige Liebe zu dem Mann, dessen Denken und Fühlen mit dem ihren eins war.

Wohl hatte sie einen Augenblick daran gedacht, ihm zu schreiben, wußte sie auch seine nähere Adresse nicht, so wäre der Brief, hätte sie ihn an die Universität adressirt, ihm sicher zugegangen. Das Mißverständniß, das sich vielleicht wegen des an Paula verschenkten Straußes eingeschlichen, wäre mit wenigen Worten beseitigt gewesen. Allein, wie sollte sie es fertig bekommen, an einen jungen Mann zu schreiben? Ihre Wangen brannten, wenn sie sich diesen Gedanken nur vergegenwärtigte. „Gott, Gott, hilf Du,“ flehte sie kindlich. Ach, der liebe Gott hätte viel zu thun, wollte er all' die Mißverständnisse aufklären, mit denen wir kurz-sichtige Menschen uns oft unsere ganze Zukunft vernichten. „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott“.

Hätte das gequälte Mädchen eine Ahnung gehabt, wie Bröt in wahrer Verzweiflung nach ihr suchte, dann hätte sie ihm vielleicht doch geschrieben. Diese hin- und herwogenden Gedanken beschäftigten sie jetzt wie immer, man hatte ihr seit ihrer Erkrankung alle Mahlzeiten auf ihrem Zimmer servirt und auch heute war dies, wenn auch voraussichtlich zum letzten mal geschehen, denn das Fieber war

vorüber und die körperlichen Kräfte kehrten wieder, wenn auch die tiefe Niedergeschlagenheit ihres Gemüths sich nicht bessern wollte.

Es war ihr peinlich, heute Abend in den Kreis froher Menschen zu treten. Sie kam sich so überflüssig vor, doch was half's, es mußte sein. Sollte sie doch die Feier durch einen stimmungsvollen Klaviervortrag einleiten und seltsam, wie der Geschmack der Baronin sich mit dem ihrigen vereinte, nicht eines der schon ziemlich abgedroschenen Weihnachtslieder sollte sie spielen, sondern ihr Lieblingsstück von Schumann „In der Nacht“.

„Heiligere Empfindungen kann nichts in uns erregen, als gerade diese entzückende Melodie,“ sagte die feinfühlende Dame, „und meine lieben Jungen, die mit Leib und Seele für Musik sind, werden mir bei der Wahl des Weihnachtsliedes gewiß Recht geben.“

Dieses Stück, gerade dieses Stück, — sie hätte gerne abgelehnt, allein, sie hatte ja keinen Willen, ihre Gebieterin hatte zu bestimmen und wach' eine gütige, liebevolle Herrin war sie ihr, wie hätte Maud nicht alles thun müssen, ihr zu gehorchen.

Fünf Uhr! Es giebt Tage, wo die Stunden Flügel, Tage, wo sie Bleigewichte tragen, heute kroch die Zeit nur so dahin, warum nur, war es die Weihnachtsfreude, die Erwartung der kommenden Freuden? — Ach nein, was man ihr auch bieten würde, eine einzige Blume aus seiner Hand wäre ihr kostbarer gewesen.

„Fräulein Maud, darf man eintreten?“ erkönte von der Thüre her die Stimme der Kammerfrau.

„Gewiß, liebe Minna, kommen Sie nur,“ entgegnete das einsame Mädchen. Minna trug einen großen Karton, dem sie ein Kleid entnahm, das sie auf dem Sopha ausbreitete.

„Frau Baronin hat, wie Sie wissen, eine Schwäche, Sie stets nach der Frau Baronin Geschmack gekleidet zu sehen, so wünscht dieselbe, daß Sie heute Abend zur Bescheerung dieses wundervolle Kleid tragen sollen, dazu das Haar mit blaßblauen Schleifen gebunden.“

Es war eine entzückende Toilette, welche die Hand der Kammerfrau auseinandergelagt. Ein Kleid von schneeweißem, weichen Kaschmir mit Bergißmeinnichtguirlanden, welche kunstvoll umgestickt den Saum des Rockes und die graziose Blusentaille schmückten.

„Wenn Sie angekleidet und frisirt zu sein wünschen, dann bitte, klingeln Sie, Fräulein.“

„Wo denken Sie hin, liebe Minna, heute kann ich das schon allein besorgen. Ich fühle mich ja fast ganz wohl,“ entgegnete freundlich das junge Mädchen.

„Nun, offen gesagt, das ist mir lieb,“ sagte die Kammerfrau, „denn wenn unsere junge gnädige Frau zu Besuch da ist, da habe ich die ganze Zeit bei ihr zu thun; aber hübsch ist sie und elegant. Heute Abend trägt sie ein hellrothes Seidenkleid und das Baby erst, ach, ist das ein lieber Schatz. Na, ich muß fort, zu thun giebt es heute über Hals und Kopf.“

In dem rothen Eßsalon war indessen die Baronin geschäftig gewesen, den Baum zu schmücken und herzurichten. Es war eine herrlich gewachsene Tanne, die fast bis an die Decke reichte. Voll behängt mit den zierlichsten Gegenständen, welche ja heutzutage in ihrer Mannigfaltigkeit eine Industrie für sich bilden, mit Christbaumschnee und Flitter bestreut, reichlich mit Konfekt und vergoldeten Nüssen geziert, mußte dieser Weihnachtsbaum jedes Auge entzücken. Lange, schmale Tische, mit blendenden Damasttüchern bedeckt, trugen die Geschenke, doch waren dieselben jetzt alle mit dünnen weißen Tüchern zugedeckt. Der Salon trug in seiner vornehmen Ausstattung ganz das Gepräge des gebiegenen Geschmacks der Dame des Hauses, welche, in dunkle Seide gekleidet, überall die letzte Hand anlegte. Der prachtvolle Flügel war heute, um Platz zu schaffen, mehr in den Hintergrund gerückt und vor diesem nahm jetzt Maud den ihr angewiesenen Posten ein.

„So, meine liebe Maud, die Kinder sind im Nebenzimmer versammelt und können die Glocke kaum erwarten, die zur Bescheerung ruft, ach, an diesem Tage werden wir ja alle wieder Kinder. So, die Portieren bleiben geschlossen und erst auf das Glockenzeichen dürfen sie geöffnet werden. Es schlägt acht Uhr, also bitte, beginnen Sie.“

Während nun die Baronin die unzähligen Lichtlein anzündete, deren süßer Glanz fast erbleichte gegen die Fülle der elektrischen Lampen, welche in den zierlichsten bunten Blumenformen im Salon sowie im ganzen Hause vertheilt waren, begann Maud zu spielen.

Im Nebenzimmer blieb alles still, jedenfalls lauschten die Versammelten dem meisterhaften Spiel.

Maud aber hatte die Gegenwart vergessen, sie fühlte den magischen Blick jener dunklen Augen auf sich ruhen und die Frage schmeichelte sich an ihr Ohr: „Sagen Sie einmal, wach' ein Bild, Gedicht oder Drama formt sich Ihnen aus diesem Schumannschen Tonstück?“

Allein, was war das? Wie kann man so gegen die eingeführte Hausordnung fehlen? Das Klavierstück war noch nicht halb vollendet, da wurden die Portieren auseinandergerissen, und als sie hinter dem Eintretenden wieder diskret zufielen, stürzte ein hochgewachsener junger Mann auf das ganz in sich versunkene Mädchen zu, erfaßte ihre Hände und zu ihren Füßen sinkend stammelte er fast außer sich vor Glück und Freude:

„Maud, Maud, träume ich denn? Sie finde ich hier, die ich verzweiflungsvoll gesucht, die ganze, lange Zeit?“

Ein schriller Akkord, ein Schrei von ihren Lippen und ohnmächtig lag das junge Mädchen in den Armen Ernsts von Brül.

„Mama hilf, sie hat die Besinnung verloren. Oh, frage nicht erst, wisse nur, daß ich sie liebe, sie verloren und endlich gefunden habe.“ —

Die edle Frau hatte mit raschem Blick die ganze Situation erkannt, wenn ihr auch die näheren Umstände unklar waren. Daß ihr Sohn Ernst dieses Mädchen liebte, das war außer allem Zweifel.

Dhnmachten aus solchen Gründen, die heißt ein Kuß des Geliebten am sichersten.

„Hier mein Flacon noch zum Ueberfluß,“ sagte sie mit frohem Lächeln, „wenn Ihr Euch ausgesprochen habt, dann läute Du zur Bescheerung, Ihr beide bleibt wohl am besten allein.“

Hinter dem vereinten jungen Paare aber schloß sich, nachdem die Baronin den Salon verlassen hatte, nicht nur die sammetne Portiere, sondern auch die Thür.

Man umringte sie mit Fragen, denn anstatt des erwarteten Glockenzeichens kam die Mama selbst und in wach' seltsamer Verfassung. Ihre Lippen lachten und ihre Wangen waren naß von Thränen. Man bestürmte sie mit Fragen.

„Seid doch vernünftig, Kinder, ich erzähle Euch ja alles,“ mahnte die Baronin, „aber das sage ich Euch, hinein geht mir niemand.“

Der Baron, der gerade auf dem Wege gewesen, seine Neugierde zu befriedigen, kehrte wieder um und nun erzählte die Baronin den Roman so weit sie ihn selbst kannte und das war im Grunde wenig genug, und schloß mit den Worten: „Keine liebere Schwiegertochter kann ich mir wünschen, als dieses süße Geschöpf.“

„Herr Gott, wenn ich sie nur erst sehen könnte,“ rief der Gymnasiast in Begeisterung aus, „ist sie blond oder schwarz?“ — „Noth,“ lachte Erna, „das ist die Modefarbe.“

Unter dem Christbaum aber lag Maud auf dem Ruhebett noch immer besinnungslos. Mama hatte in dem Roman eine Seite aufgeschlagen, die Ernst noch nicht zu lesen wagte.

Der erste Kuß war erst einem späteren Kapitel vorbehalten, also konnte auch dieses probate Mittel bei dieser Dhnmacht keine Anwendung finden.

Ja, war denn dies alles Wirklichkeit? Sie, die er überall gesucht, wo irgend eine Möglichkeit des Findens war, sie lag jetzt in seinen Armen. Er hatte sie gefunden, wo er sie niemals gesucht und vermuthet hätte, in dem Hause seiner Eltern.

Endlich, endlich schlug sie die Augen auf, scheu und bekommen streifte ihr Blick den sprachlos zu ihren Füßen Liegenden.

„Herr von Bröl, mein Gott, träume ich denn, das kann ja nicht sein, ich, ich bin wohl krank und phantasire!“

„Es ist Wahrheit, Maud, süße kleine Maud. Das Aschenbrödelchen ist zur Prinzessin geworden und die Liebe hat das Wunder vollbracht. Ich glaubte Sie in Rußland und finde Sie in der Heimat. Oh — dies alles wollen wir uns später erklären jetzt habe ich viel Wichtigeres zu thun, ich muß die Frage aus; sprechen, auf die Sie mir die Antwort schuldig geblieben sind, denn Sie waren ja verschwunden, bevor ich dieselbe stellen konnte. Maud, süßes Mädchen, ich liebe Dich unaussprechlich; willst Du mein Weib werden?“

Das junge Mädchen starrte ihn ganz fassungslos an, dann schüttelte sie den Kopf, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und flüsterte, wie sich selbst und das gewaltige Pochen des jungen Herzens beschwichtigend:

„Es ist ja doch nur ein Traum.“ —

Sie schwankte und wäre vielleicht zum zweiten mal in Ohnmacht gefallen, wenn nicht der junge Mann das süße, nun heiß erröthende Antlitz an sich gezogen und mit Küffen bedeckt hätte.

Allerdings das Flacon der Baronin fiel zur Erde und rollte, bis es irgendwo im Salon liegen blieb. Was frugen die beiden darnach, in deren Seelen die Worte in Jubelakkorden rauschten: „Bereint für immer!“ —

Die herabgebrannten Kerzchen mit dem feinen Wachsbuft erinnerten endlich die Säumigen an die Christbescheerung. Den Arm des jungen Mädchens in den seinen legend, setzte Ernst glückstrahlend die Glocke in Bewegung.

„Mama, hier meine Christbescheerung, meine süße kleine Braut. Nimm die Tochter und auch Du Papa und segnet sie, die unser aller Engel werden wird!“

Was nun folgte? Ein seliges Gewirr von Stimmen, Küsse, Freudenthränen, Fragen, Antworten. —

„Es ist einfach ein Lustspiel und ich weiß nicht, ob ich es nicht bearbeiten werde,“ dachte Leo, der Gymnast, der in seinen Mußestunden alles andichtete, was ihn irgendwie anzog.

„Im Grunde hat die Französin mit ihrem mangelnden A die ganze Geschichte eingefädelt,“ meinte die Baronin lachend, als alles aufgeklärt und erzählt war. „Du dachtest, unser Name sei Bück oder Bück und so hattest Du natürlich keine Ahnung, daß Du gerade in das Elternhaus des heimlich geliebten Mannes kamst, unsere aufeinanderfolgenden Krankheiten klärten das Mißverständnis nicht auf, förderten es im Gegentheil.“

Wohl selten vereinte das Weihnachtsfest glücklichere Menschen. Maud blühte auf wie eine Rose in all' der aufrichtigen Liebe, welche ihr die ganze Familie entgegenbrachte. Die arme umhergestoßene Waise hatte eine Heimat gefunden, liebende Eltern, Geschwister und das treue Herz eines edlen Mannes.

In der Familie des Lehrers Ebrot aber hatte sich eben erst der Meid erholt, der alle ergriffen, als man von dem Glück Nises auf seiner goldgeränderter Karte Kunde erhielt.

„Sie heiratet einen Millionär,“ sagte der Lehrer.

„Ach, das ist mein Ideal,“ flüsterte Paula. „Wenn uns nur Bröl wieder besuchen wollte.“ —

Und siehe, der Wunsch wurde erfüllt, wenn auch nicht in Person, so kam doch ein Brief von seiner Hand. Dieser lautete:

„Werthes Fräulein Paula!

Da ich annehme, daß Sie doch so viel Herz haben, um an dem Schicksal Ihrer Cousine Maud, das Sie verschuldet haben, Antheil zu nehmen, so theile ich Ihnen mit, daß ich dieselbe in

dem Hause meiner Eltern, wohin man sie als Gesellschafterin gebracht, gefunden, und mich mit ihr verlobt habe. In sechs Wochen ist unsere Hochzeit und wir wollen dann zusammen eine Reise nach Italien machen, in Rußland ist es uns vor der Hand noch zu kalt. Daß wir uns so schnell gefunden, danken wir der liebenden Sorge der Familie Ebrot, mit welcher diese eine schutzlose Waise erbarmungslos in die Welt gejagt. Gottes Schutz war mit dem reinen Kinde; er führte es nicht, wie man wohl beabsichtigte, in das Elend, sondern in die offenen Arme der Liebe! Da Maud ihren Verwandten verzeiht, so will auch ich keine weiteren Schritte thun, zu denen ich wohl berechtigt wäre; — doch hat meine Braut von heute an keine weiteren Verwandten als meine eigene Familie!

Mit gebührender Hochachtung

Ernst von Bröl.“

Der Sturm, der nun losbrach, dem wollen wir lieber entgegen gehen, indem wir sechs Wochen überspringen und an der glänzenden Hochzeitsstafel unter den vielen Toasten nur den des alten Hausarztes erwähnen:

„Die moderne Medizin gebietet über viele ganz probate Mittel in Saft und Pulverform; aber einen ganzen Mann mit Haut und Haar zu verschreiben, hat sie doch noch nicht fertig gebracht. Trotzdem war in diesem speziellen Fall nur dieses Heilmittel wirksam, wie unsere blühende Braut, seit fünf Minuten Frau, jedem bestätigen wird. Hoch das junge Paar und der neu entdeckte medizinische Fortschritt!“

Als aber der glückberauschte Gatte, als sie endlich allein waren, den Myrthenkranz aus den Locken seines jungen Weibes löste, da flüsterte er selig:

„Morgen sollst Du mir wieder Dein Lieblingsstück spielen, aber von dort an, wo ich Dich neulich unterbrochen habe. Die Auffassung dazu, Du süßes, herziges Lieb, lies in meinem Auge.“

(Nachdruck verboten.)

Der Stammbaum unserer Rinder.

Von Hermann Verdrow.

So lange man die europäischen Arier mit Saß und Paß, mit Rind und Regel aus dem fernen Osten in unsern Erdtheil eingewandert glaubte, bildete der asiatische Ursprung unserer Rinderrassen sowie der meisten übrigen Hausthiere einen Glaubensartikel dieses Dogmas. Aber im Licht vorurtheilsfreier Forschung verblaßt das „Trugbild des Ostens“ mehr und mehr, und die Frage nach dem Stammbaum unseres wichtigsten thierischen Hausgenossen gewinnt erneutes Interesse. Besaß Europa einheimische Wildrinder — und es gab deren in der That — so brauchen wir nicht in die Ferne zu schweifen; dann kann unser Hausrind auch aus ihnen hervorgegangen sein.

Gelegentlich der Jagd Siegfrieds erwähnt das Nibelungenlied zwei Wildrinder, den Wisent und den Ur. Ersterer, der nächste Verwandte des uns allen aus den Indianergeschichten bekannten Präriebüffels, des der Ausrottung nahen amerikanischen Bisons, ist auch in Europa im Erlöschen begriffen. Außer in einigen zoologischen Gärten, wo er mit seinem gewaltigen buckelförmigen Widerrist, der niedrigen, kurzgehörnten, breiten Stirn, der den ganzen Vorderkörper einhüllenden langzottigen Mähne einen höchst alterthümlichen Eindruck macht, lebt der Wisent in einer durch lange Inzucht degenerirten Form in einigen Forsten Lithauens und als wirklicher Wildbling nur noch im Kaukasus. Dagegen ist der früher häufig mit dem Wisent verwechselte Ur oder Auerochse seit etwa 300 Jahren völlig ausgerottet und uns nur noch aus Bildnissen und Beschreibungen bekannt. Aber gerade er lebt in einem großen Theile unserer zahmen Rinder fort und verdient deshalb besondere Beachtung.

Um 1400 kam der Ur, wenngleich schon selten geworden, noch in Preußen und Lithauen vor, während er 150 Jahre später auf Masovien beschränkt war. Man fing und zähmte, wie aus dem bis 1409 geführten Rechnungsbuche des Treplers oder Schatzmeisters des deutschen Ritterordens hervorgeht, damals junge Thiere und benutzte sie wie auch auf der Jagd erlegte ausgewachsene zu Ehrengeschenken für den Ordensmeister oder andere angesehenen Persönlichkeiten. Vielleicht dienten die gezähmten Thiere sogar zur Zucht mit zahmem Rindvieh und zur Verbesserung der Hausrassen, zu welchem Zwecke bekanntlich auch der amerikanische Bison in der Union mehrfach verwendet worden ist. Mit einer solchen Ueberführung des wilden Ur in den Hausthierstand machen uns die in einem lakonischen Grabgewölbe gefundenen, aus vorhomerischer Zeit stammenden beiden Goldbecher von Vaphio bekannt. Die von Künstlerhand ausgeführten Vasreliefs dieser Meisterwerke altgriechischer Goldschmiedekunst, die etwa 1500 bis 1200 vor Chr. angefertigt sein dürften, zeigen die damals in Griechenland noch wild lebenden Thiere in ganz realistischer Darstellung, Urbilder von Wildheit und Kraft. Jäger betreiben den Fang der Wildthiere mit starken, zwischen Bäumen ausgespannten Netzen, fesseln die sich verstrickenden Thiere und führen sie in die Gesellschaft schon domesticirter Artgenossen. Daß diese Fangweise nicht ungefährlich war, beweist die Darstellung des einen Bechers, auf dem ein dem Netz entkommener Ur einen Jäger zu Boden gerannt hat und einen zweiten, auf sein rechtes Horn gespießt, in die Luft schleudert. Ueber das Aussehen des Ur unterrichtet uns außer diesen Reliefs und mehreren aus der Zeit des beginnenden Aussterbens stammenden Abbildungen die ausführliche Beschreibung eines Zoologen, der das Thier um 1560 wahrscheinlich selbst noch sah. Danach war es dem Hausrinde ähnlich, aber viel größer und mit längerer Behaarung versehen, die nach vorn gekrümmten, langen und schlanken Hörner erheben sich über der Stirn, die mit einem krausen, wirren Haarschopf bedeckt ist und dem Thier ein schrecken-erregendes Aeußeres verleiht. Das dunkelbraune Jugendkleid des Männchens wird schon nach Verlauf eines halben Jahres ganz schwarz bis auf einen helleren schmalen Rückenstreifen; die kleineren Weibchen behalten dagegen die dunkelbraune Farbe fast immer bei.

Schon zur Steinzeit ein hervorragendes Jagdwild des Mitteleuropäers, muß der Ur auch hier, vielleicht noch früher als in Griechenland, gezähmt und zum Hausthier gemacht sein. Möglicherweise gaben die bei der Jagd nach Erlegung der Alten lebendig erbeuteten Jungen den ersten Anlaß zur Zähmung und Züchtung. In der Einhornhöhle bei Schwarzfeld am Harz, welche Ueberreste der jüngsten Steinzeit birgt, hat man neben Knochenresten des wilden Urs solche eines ihm sehr ähnlichen Hausrindes gefunden, ebenso in dem jüngst aufgedeckten steinzeitlichen Dorfe Großgartach am Neckar, wo das zahme Rind in zwei Rassen, der vom Ur abstammenden und der Kurzhornrasse, auftritt. Auch in den Schweizer Pfahlbauten tritt zur jüngeren Steinzeit neben den Resten der wilden Urrasse das zahme Urrind in mächtigen, dem Urtypus an Größe und Bewaffnung wenig nachgebenden Knochenfragmenten auf. Es bildeten sich auf eng begrenztem Raume sogar verschiedene, große wie kleine, schwach und stark behörnte, ja sogar hornlose Schläge dieser Rasse. Als die reinsten Nachkommen dieser Primigeniusrasse, wie sie nach der wissenschaftlichen Benennung des Urs — *bos primigenius* — heißt, haben wir die großen Niederungs- und Steppendriller Mittel- und Osteuropas, vom holländischen Flachland bis zur sarmatischen Ebene zu betrachten; sie reichen stellenweise auch in das südeuropäische Gebiet hinein und sind durch Kreuzungen mit einer zweiten Rasse, dem Kurzhorn- oder Brachycerosrinde, vielfach verändert worden.

Auch diesem, dem zweiten Grundbestandtheil unserer gegenwärtigen Rindviehschläge, begegnen wir schon sehr früh, anscheinend noch vor der Zähmung des Urs, in der sogenannten Torfluh der ältesten Pfahlbauten und anderer Fundstellen, z. B. auch der schon erwähnten Einhornhöhle am Harz. Dieses älteste zahme Rind

Europas erscheint von vornherein als eine auffallend gleichförmige Rasse von geringer Größe und zierlichem Bau; sie ist kurzhörmig, vom Primigeniusrinde durch unveränderliche Merkmale des Knochenbaus unterschieden und auf kein europäisches Wildrind zurückzuführen. Die Kurzhornrassen der Gegenwart, die im Braundvieh der Alpen, dem Gringer und Duxer Rind, dem polnischen und galizischen Rothvieh und dem Rinde der albanesischen Berge am reinsten erhalten sind, stimmen in den Hauptmerkmalen des Skeletts mit dem Torfluh überein, welches deshalb als Stammform für sämtliche Brachycerosrassen anzusehen ist.

Lange Zeit schien die Herkunft dieser Form, für die der Wisent oder Bison nicht in Betracht kommen kann, unerklärlich, falls man nicht doch eine Einführung aus Asien annehmen wollte. Erst vor kurzem, nachdem durch Vervollständigung der naturhistorischen Sammlungen ausreichendes Schädel- und Knochenmaterial zum Vergleichen vorlag, ist es gelungen, die Frage nach dem Ursprung der Torfluh zu beantworten. Danach stammt diese Rasse aus Nordafrika und ist wahrscheinlich durch Vermittelung der alten Aegypter nach Südeuropa und von dort zu den Pfahlbauleuten gelangt, deren Kultur mit dem Aufschwung der altägyptischen Kultur der Zeit nach ziemlich zusammenfällt.

Afrika besitzt gegenwärtig einen ungeheuren Reichthum an Rinderformen verschiedenster Art, und die Existenz ganzer Völkerschaften beruht ausschließlich auf der Rindviehzucht. Die afrikanischen Rinder tragen, mit Ausnahme der in späterer Zeit aus Europa eingeführten Arten, mehr oder weniger Zebucharacter, selbst wenn der die Zebus zierende Fetthöcker geschwunden ist, und diese den Schädel- und Knochenbau der afrikanischen Zeburinder kennzeichnenden Merkmale sind sowohl am jetzigen Kurzhornrinde als auch an manchen Exemplaren des uralten Torfluhdeutlich zu erkennen. In größter Reinheit scheint der Brachycerosstamm sich in dem unzugänglichen Gebirgslande von Albanien erhalten zu haben, wo der konservative Sinn der sehr alten Bevölkerung jede Veränderung durch künstliche Züchtung oder Einführung fremder Rassen ausschloß. Die gewöhnlich rothen oder rothbraunen, zuweilen sommerreifarbenen, nicht selten weißgeschackten Albanieserinder weisen gewisse Uebereinstimmungen des Schädelbaues einerseits mit dem alten Torfluh, andererseits mit manchen ostafrikanischen Zebuschädeln auf, so daß sie als Bindeglied zwischen Nordafrika und Mitteleuropa erscheinen. Als gemeinsames Merkmal sowohl mancher Zebuarten wie gewisser nordeuropäischer Rinderrassen ist die Neigung hervorzuheben, die Hornbildung aufzugeben und als hornlose Rasse aufzutreten. Im nördlichen Rußland machen bei Perm die ungehörnten Rinder etwa 20% des Viehstandes aus, in ganz Norwegen und in Nord- und Zentralschweden sind sie ebenfalls vertreten, und in Island ist das Rind nur noch selten gehört. Ungehörnte Rinde sind in der Schweiz während der Pfahlbauzeit nachzuweisen.

Demnach ist also für das europäische Rind ein doppelter Ursprung anzunehmen. Die großen schweren Niederungsschläge, die Marschen- und Steppendriller, führen als Nachkommen des gezähmten Urs auf ein europäisches Wildrind zurück; die zierlichere, kurzhörnige, durch Züchtung allmählich zu einem breiteren Schädel gelangte Brachycerosrasse stellt einen Import aus Afrika dar, wo uns schon die altägyptischen Wandmalereien eine kleine Rasse vorführen, die sich äußerlich in nichts vom Braundvieh der Alpen unterscheidet. Vielleicht hat die Einführung dieser Rasse den vorhomerischen Griechen, den Pfahlbauleuten und den Steinzeitmenschen erst die Anregung zur Zähmung des einheimischen Wildrindes gegeben. Da aber die afrikanischen Zeburinder vor Zeiten aus Südasien, der Urheimat der Zebuarten, eingeführt sein müssen, — denn Afrika besitzt keine eingeborenen Rinder, sondern nur Büffel — so vereinigt sich in den zahlreichen, durch Kreuzung und Zuchtwahl aus den beiden Anfangsrassen hervorgegangenen europäischen Rinderschlägen das Blut des wilden Urs mit dem Blute des sanfteren

Zebu, in solcher Vereinigung eine vorzügliche Bestätigung des weisen Dichterswortes:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starles sich und Milde paarten,
Da giebt es einen guten Klang.

(Nachdruck verboten.)

Chevalier d'Henry.

Eine historische Novelle aus den Tagen Heinrichs IV.
von Bourbon.

Nacherzählt von Maxim. Trapp.

I.

„Du bist ein unvernünftiges und dummes Ding,“ schallt Mutter Madelaine, heftig erboht über den Widerstand ihrer 17 jährigen, bildhübschen Tochter Germaine. „Ja — ebenso unvernünftig als dumm, denn Du weißt es, wie schwer er sich an Dir und mir veründigt. François wird nie in die Lage kommen, Dich zu heiraten, und wärest Du trotz allem einst seine Frau, so müßtest Du hungern und darben. „Madame d'Henry“ aber — „gnädige Frau“ — das klingt, ja, das klingt — — —“

Da wurde ihr Redefluß durch eine wohlbelannte Stimme aufgehalten — es war die volltönende Stimme des ebengenannten Herrn d'Henry draußen an der Pforte.

Mutter Madelaine sprang auf und hatte kaum die Thüre des Gemachs erreicht, als, in den grauen Mantel gehüllt, den breitkrempigen Federhut auf dem Kopfe, Chevalier d'Henry die Schwelle überschritt.

Er mochte nicht ganz 50 Jahre zählen. Dunkelblondes, lockiges Haar umrahmte das frische, gesunde Gesicht; Stirne, Mund und Augen waren groß und scharf, die Nase stattlich gebogen, edel seine Haltung. Er trug ein schwarzes Sammetgewand, darüber den spanischen Mantel, und an der Seite wiegte ein Schwert.

„Guten Abend, mein Kind,“ und Chevalier d'Henry schloß die erröthende Germaine in seine Arme. Beide nahmen Platz auf dem Divan, Henry legte seine Hände auf ihre Schultern und blickte sinnend in ihre Augen.

„Ventre saint gris —, ist Dir Unangenehmes widerfahren, mein Kind?“

„Leider, Herr d'Henry,“ entgegnete sie leise.

„Immer wieder Herr d'Henry,“ rief er in Unmuth. „Für die Welt bin ich Chevalier d'Henry, für Dich bin ich Charles!“

Germaine lächelte: „Die Mutter hat François —“

„Wer ist dieser François?“

Sie stockte.

„Was ist mit François?“

„Er ist mein Geliebter.“

„Ventre saint gris!“ rief er aus, sprang vom Divan auf und maß mit großen Schritten das Gemach. „Und weiter, mein Kind?“

„Wir sind Jugendgespielen und wollten uns heiraten. François' Verdienst reicht wohl für ihn, aber nicht für drei Menschen aus. Wir lebten in dürftigen Umständen, bis Sie vor 14 Tagen mir begegneten, mich begleiteten und so großmüthig waren, unsere Lage zu verbessern. Die Mutter behandelte ihn seit jener Zeit kalt; heute — vor drei Stunden, wies sie ihm die Thüre.“

„Weiter, mein Kind.“

„Seitdem er in Paris ist, hat er sich sehr verändert. Er ist verschlossen, finster und mürrisch, sodaß ich mich jetzt vor ihm fürchte.“

„So soll er zu allen Teufeln gehen!“ lachte der Chevalier.

„Ich soll Sie fragen, Charles, welche Stelle Sie im Staate bekleiden, und ob Sie auch gesonnen sind, mich armes Ding zu heiraten.“

„Ich bin der Chevalier d'Henry und gehöre zum Hofe Sr. Majestät. Und ich werde Dich heiraten, sobald dies meine Verhältnisse gestatten.“ Er zog sie in seine Arme und küßte ihre rothen Lippen.

II.

François, der Verschwähte, hatte das Haus nicht verlassen; im Erdgeschoße versteckt, erwartete er den verhassten Nebenbuhler. Sobald jener die Pforte im Rücken hatte, piff er seinem Genossen Etien. Er selbst postirte sich hinter den Thürpfeiler.

Auf das Pochen öffnete Mutter Madelaine ein Fenster und forschte, wer Einlaß begehre.

„Ist mein Herr bei Euch?“ fragte Etien leise.

„Wer ist Dein Herr?“

Der genannte Name nun mußte Ähnlichkeit mit dem des Chevalier d'Henry haben, denn die Alte fragte weiter: „Was ist's mit ihm?“

„Se. Majestät der König haben nach ihm gesendet, und es ist mir ein Auftrag geworden, den ich ihm unverzüglich mitzutheilen habe. Deffnet, Mutter!“

Madelaine, die von Staatsgeheimniß, König und geheimer Sendung vernahm, trippelte hinaus und öffnete. Im nächsten Augenblick war sie von François geknebelt. Ueber Madelaine hinweg stürmten die Wüthenden die Stiegen hinauf.

„Gerechter Gott, es ist François!“ schrie Germaine. Ein wildes Gelächter galt als Erwiderung.

„Erzürnte Diebhaber sind mehr zu fürchten, als Diebe, Kind! Doch laß sie kommen, ich habe ein gutes Schwert.“

„Beim Himmel, Charles! Bedenken Sie die Hoffnungen Ihrer Familie, die Hoffnungen, die der König und vielleicht Frankreich auf Sie gesetzt hat! Retten Sie sich, und ich will Sie lieb haben, Charles!“

„Ventre saint gris, Du hast Recht, mein Kind. Strolche würden mich nicht schrecken. Aber meine Familie, mein Vaterland! Komm —“

Es war die höchste Zeit. Kaum klappte hinter ihm die Tapentheur, als François mit gezückter Waffe in das Zimmer stürzte.

„Weib, wo hast Du ihn versteckt? Verstelle Dich nicht oder ich stoße Dich nieder!“

„Stoß zu, Ungeheuer!“ rief Germaine und sank in die Kniee.

„O, Du bist es nicht werth, von ehrlichen Händen zu sterben!“ schrie der Erzürnte, indem er sie mit roher Faust von sich schleuderte, sodaß sie blutend liegen blieb.

Unterdessen hatte Etien die Wände ringsum sondirt und war auf die hohle Stelle gestoßen, welche die verborgene Thür bildete. Im selben Augenblick fühlte er eine eiserne Hand an seinem Halse, die ihn die Treppe hinabschleifte. François wollte ihm nachbringen, doch ein kräftiger Hieb schlug ihm die Waffe aus der Faust, und noch ehe er sich besinnen konnte, halten ihn zwei kräftige Arme umklammert. „Meuchelmörder, feiger, nichtswürdiger,“ donnerte d'Henry's Stimme; er riß ihn zu Boden, setzte das Knie auf seine Brust und hob den Arm zum Todesstreich.

Da ließen sich Tritte auf der Treppe hören und eine Schar Trabanten drang in das Zimmer.

„Ah, Du bist es, mein guter Kosny,“ rief Henry überrascht.

„Du kamst zur rechten Zeit. Uebergieb diesen Burschen morgen, ehe die Sonne aufgeht, dem Meister Merfillon, er mag ihn expediten.“

„Aber, mein Lieber, wie kommst Du hierher? Ich erinnere mich nicht, Dich jemals von meinen geheimen Ausflügen unterrichtet zu haben,“ lachte Chevalier d'Henry.

„Sie sollen morgen das Weitere erfahren.“

III.

Raum war der Morgen angebrochen, als ein junges Mädchen die Straßen von Paris durcheilte, dem Louvre entgegen. Es war Germaine. Die Nachricht, daß der Chevalier d'Henry befohlen habe, François und seinen Genossen dem Henker zu überliefern, ließ ihr keine Ruhe. „Wenn auch Herr d'Henry,“ so folgerte sie, „mächtig genug ist, ein Todesurtheil vollziehen zu lassen, so giebt es doch noch einen über ihm, der Gnade walten lassen kann, und der ist der König. Herr d'Henry ist streng, schwer beleidigt und unerbittlich, und er ist nicht so bald zufrieden. Der König aber wohnt im Louvre, er ist gerecht und gütig und für jeden seiner Unterthanen zugänglich.“

Die Wachen am Haupteingange zum Louvre erlaubten sich allerlei witzige Bemerkungen, als ein schönes Mädchen sich näherte und Sr. Majestät den König zu sprechen verlangte. Endlich wiesen sie Germaine mit dem barschen Bedeuten ab, daß niemand vor acht Uhr die Schwelle des Palastes überschreiten dürfe. Sie bat, sie flehte — vergebens. Erschöpft und rathlos ließ sie sich auf einen Stein nieder.

Es wahrte nicht lange, so trat ein hagerer Mann aus der Thüre, vor dem die Wachen salutirten.

„Gnädigster Herr,“ sprach sie, ihm den Weg vertretend.

Der Angeredete fragte kurz: „Was willst Du, Dirne?“

„Gnädigster Herr, ich möchte zum König.“

„Bist Du toll? Glaubst Du, daß Sr. Majestät Zeit haben, sich in so früher Morgenstunde mit Dirnen zu beschäftigen? Komme am Mittag zum Hauptmann der Wache und gebe Dein Gesuch.“

„Gnädigster Herr, es betrifft die Rettung eines Menschen, der noch diesen Morgen ungerichteter Weise gehängt werden soll.“

„Mädchen, Du bringst Dich selbst um den Kopf! Unter der Regierung König Heinrichs des Vierten wird kein Mensch schuldlos zum Tode verdammt. Wie heißest Du?“

„Ich kann meinen Namen nur dem Könige sagen.“

„Sonderbares Mädchen,“ sprach der Offizier; „wohl, es sei, ich will Dich zu Sr. Majestät dem Könige führen, aber“ — fügte er drohend hinzu, „Dich lasse ich aufhängen, wenn Du mir um einer Bagatelle willen auch nur fünf Minuten der kostbaren Zeit gestohlen hast.“

In Begleitung des Kavaliere passirte Germaine ungehindert Dieser schritt durch einen Saal bis zu zwei hohen Flügelthüren. „Warte einen Augenblick.“

Germaine harrete mit bebendem Herzen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, im nächsten Augenblick schon sollte sie das Wort des Höchsten vernehmen, der über Leben und Tod zu entscheiden hatte.

Jetzt trat der Offizier wieder heraus und bedeutete dem Mädchen, ihm zu folgen. Er führte sie durch zwei mit blauem Tuch verhängte Zimmer, öffnete sodann eine Thüre und gebot ihr einzutreten.

Da stand sie in dem Zimmer des Königs! An einem Schreibtische, den Rücken ihr zugekehrt, saß er, der Beherrscher von Frankreich, emsig mit Schreiben beschäftigt.

Nach einer langen Pause erlaubte sich Germaines Beschützer die Bemerkung: „Sire, das Mädchen erwartet die Gnade, von Ihnen gehört zu werden.“

„Sogleich, Sully,“ war die Erwiderung, und der König wandte sich der Bittstellerin zu.

Raum hatte Germaine einen Blick auf das Antlitz des Königs geworfen, als sie in die Kniee sank. Im Könige hatte sie den Chevalier d'Henry wiedererkannt, und Heinrich der Vierte selbst stand sprachlos.

„Verlasse uns einen Augenblick, Sully,“ gebot der König, dann maß er mit großen Schritten einige male das Zimmer. „Was bringt Dich in den Louvre, Germaine?“

„Sire —!“

„Erhebe Dich, mein Kind, und bringe Dein Anliegen vor.“

„Sire — François —“

„Ventre saint gris! Was ist's mit dem Burschen?“

„Gnade für ihn, Sire,“ schluchzte das Mädchen. „Er verdient —“

„Den Tod, mein Kind, so wahr ich der Sohn Antons von Navarra bin.“

„Es darf nicht sein, Sire,“ rief Germaine händeringend.

„Der große König von Frankreich darf sich nicht mit dem Blute eines Schuldlosen beflecken.“

„Das verstehst Du nicht, mein Kind,“ und kalt zog sie der König empor. „Als mich Frankreich zu seinem König erwählte, übernahm ich die heilige Pflicht, das Land von Dieben, Meuchelmördern und ähnlichem Raubgesindel zu säubern.“

„Sire, François ist kein Meuchelmörder; sein Herz ist gut, nur blinde Eifersucht riß ihn zu unüberlegtem Thun.“

„Ventre saint gris! Du sprichst plötzlich recht warm für ihn,“ sagte der König nicht ohne Hohn, „François ist dem Henker verfallen.“

Gesäß stand Germaine jetzt vor dem Monarchen. Das Tuch war von ihrem Kopfe gefallen und ließ eine tiefe Stirnwunde sehen. „Sire,“ entgegnete sie, „für den Chevalier d'Henry, der uns mit Wohlthaten überhäufte, für den hatte ich ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht, und ich hätte mein Blut, mein Leben für ihn gelassen, — den König Heinrich, der sich in das Herz eines schuldlosen Mädchens zu schleichen suchte, ihm goldene Hoffnungen vorspiegelte und jetzt einen Mord zu begehen im Begriffe ist, den hasse und verachte ich! Rufen Sie jetzt Ihre Schergen und lassen Sie mich zu François in das Gefängniß werfen.“

„Gehe nach Hause, mein Kind,“ sprach da der König lächelnd, „was Anton von Navarra's Sohn gesagt, das muß geschehen.“ Er öffnete die Thüre und ließ Germaine hinaustrreten.

IV.

Nurz nach der Entfernung des Mädchens trat der Herzog von Sully wieder ein. „Kosch,“ rebete ihn der König an, „Du sagtest mir für heute Aufklärung zu. Wie gelang es Dir, mich gestern zu befreien?“

„Sehr einfach, Sire,“ war die Erwiderung. „Ich weiß, daß die nächtlichen Exkursionen Sr. Majestät stets mit Gefahren verbunden sind und ich habe die schöne Pflicht übernommen, dem Oberhaupte Frankreichs als schützender Genius zur Seite zu stehen. Seit vierzehn Nächten bin ich Ihnen zur Vorstadt St. Marceau auf den Fersen gefolgt, und als ich gestern die verdächtigen Gestalten in jenes Haus schleichen sah, rief ich die nächste Wache herbei und intervenirte.“

„Ich sage Dir, Du bist das höchste Kleinod meiner Krone,“ rief Heinrich lachend. „Fast sollte ich Deiner Neugierde, meine geheimen Ausflüge zu erfahren, zürnen. Aber wie bist Du an das Mädchen gekommen, das eben hier war? Es ist die Schöne von gestern Abend.“

„Ich vermuthete es,“ war Sully's Antwort; dann erzählte er die Begegnung mit Germaine im Hofe des Louvre. „Wollte sie wirklich um Gnade für ihren Geliebten bitten?“ fragte er.

„Ventre saint gris!“ rief der König unwillig. „Geliebter und immer Geliebter! Um Gnade für den Mörder François Ravallac wollte sie bitten.“

„Sire haben ihr dieselbe nicht gewährt?“

„Nein! Wurde ich nicht, daß Du schon vor einer Stunde das Urtheil nach meinem Befehle vollziehen ließeßt?!“

„Und wenn ich ungehorsam gewesen wäre? Wenn ich zum ersten male Ihre Befehle nicht vollzogen hätte? Hätten Sire alsdann den Bitten des Mädchens Gehör gegeben?“

„Beim Himmel, nein!“ rief Heinrich, an seine Brust schlagend, aus. „Ich habe noch niemals einen solchen Haß empfunden, als gegen diesen François. Ich hätte ihn oder er mich gemordet, wärest Du nicht dazwischengetreten.“

„Die Majestät soll nie einer Privatrache fröhnen,“ sprach der Minister in gewichtigem Tone. „Der Thron ist die Brust des Landes, an der alle Bürger mit gleicher Liebe genährt werden sollen. Es wäre ungerecht, wenn Sire einen Mann, der die Ehre seiner Geliebten vertheidigt —“

„Wozu das, Herr Herzog? Es ist geschehen, und wahrlich, bei diesem bereue ich es nicht.“

„Es ist nicht geschehen, Sire,“ entgegnete Sully fest. „Ich hoffte von dem heutigen Tage mildere Gefinnungen bei Ihnen und unterließ, das ungerechte Urtheil in Vollzug setzen zu lassen.“

Der König stand sprachlos. „Ist das der Gehorsam,“ schrie er, zornig auf den Boden stampfend, „den man mir schuldig ist?“ Ein rascher Zug an der Glocke rief den Hauptmann der Wache. „Der Herzog von Sully ist Ihr Gefangener. Sorgen Sie, daß er seine Zimmer nicht verlasse.“

Der Offizier, anfangs erstaunt über den außerordentlichen Befehl, gehorchte, und der Herzog schritt, mit einem wehmüthigen Blick auf den König, aus dem Gemache.

„Der Graf von Chinon!“ befahl Heinrich von neuem.

„Graf, Ihre Dienste sind bis heute unberücksichtigt geblieben. Sorgen Sie sofort für die Exekution an dem eingebrachten François Ravailiac.“

Chinon entfernte sich. „Mir trogen! Mich der Ungerechtigkeit zeihen!“ rief er zornig. „Und wer? Dieser Sully, dieser arme Marquis von Rosny, den ich aus dem Staube hervorgezogen und meiner Freundschaft gewürdigt habe!! *Beutré saint gris*, wer ist König von Frankreich?“

Eben lehrte Graf Chinon zurück und meldete, daß der Gefangene Ravailiac am frühen Morgen einen Beichtvater vom Orden der Gesellschaft Jesu verlangt habe und kurz nach Entfernung desselben aus seiner Zelle verschwunden sei. Sein Spießgeselle befände sich jedoch in festem Gewahrsam.

„An den Galgen mit diesem!“ bemerkte der König. „An den Galgen mit dem Perkermeister und der Wache, die ihn entkommen ließ! Die ganze Wache an den Galgen! Lassen Sie das Jesuitenkollegium durchsuchen und den Ordensgeneral festnehmen! Es scheint, ich bin dem Volke ein zu guter König gewesen, ein Exempel thut noth.“

„Sire — — —“

„Auch Sie?“ fluchte Heinrich. „Himmel und Hölle! Uebergeben Sie Ihr Schwert dem Hauptmann der Leibgarde und stellen Sie sich als Gefangener. Ich werde doch eine treue Seele in Paris finden! . . .“

V.

Einige Tage waren verfloffen. Wieder saß König Heinrich in seinem Arbeitszimmer; vergebens suchte er die trübe Stimmung zu verschuchen. Er fühlte eine Beklemmung, eine Angst, die von Tag zu Tag wuchs.

„Es muß anders werden!“ rief er unmutig aus, „diese unerträgliche Folter des Gemüths reißt mich auf. Sully, mein einziger, mein treuester Freund, warum eilst Du nicht in die Arme Deines Heinrich? Warum nicht —?“ Und mit sich selbst im Reinen, schritt Heinrich durch die langen Gänge des königlichen Schlosses nach dem entferntesten Flügel, wo der Herzog von Sully wohnte. Als er das ärmlich ausgestattete Zimmer betrat, war der Marquis emsig mit den Rechnungen des Staatshaushalts beschäftigt und bemerkte nicht, daß jemand eingetreten war. Heinrich schritt leise hinter seinen Sitz und beobachtete mit gerührtem Blick lange

Zeit den Eifer des trefflichen Ministers. Endlich legte er den Arm um den Nacken des Freundes und sprach leise: „Rosny, mein guter Rosny.“

Der Herzog wandte sich erschrocken um und erhob sich rasch, da er den König erblickte.

„Rosny, wir haben uns lange nicht gesehen. Verzeihe Deinem König!“

„Sire!“ rief Sully.

Der König schloß ihn in seine Arme: „Hierher gehörst Du, mein Freund! Hier will ich ruhen, hier darf ich ruhen! O diese Krone, so glänzend sie ist, so schwer drückt sie.“

„Nicht so, mein König, es wird keinem Menschen auf der Erde mehr aufgebürdet, als er zu tragen vermag. Die Natur schuf Sie zum König, schuf Sie stark genug, ein würdiger König zu sein.“

„Du verzeihst mir, Sully?“

„Würde ich mich sonst Ihren Freund nennen dürfen, Sire? Sie haben gefehlt, eine schwere Schuld auf sich geladen — doch vieles ist noch gut zu machen. Vergnügen Sie Ravailiac, der sich vermuthlich noch in Paris versteckt aufhält, gewinnen Sie durch ihn einen treuen Diener, und machen Sie ihn durch die Hand jenes Mädchens, das er liebt, aus dem sein ganzes Verbrechen entsprungen ist, glücklich.“

„Du hast Recht, Rosny. Fördere ihn auf, sich zu stellen; sichere ihm meinetwegen vollständige Vergnadigung zu, — doch Sorge, daß dieser Alp von meiner Brust entfernt wird.“

„Guter Heinrich,“ sprach Sully gerührt, „Gott erhalte Sie.“

„Warum diesen seltsamen Wunsch?“ fragte der König hastig.

Der Herzog blickte den Freund verwundert an: „Sire, es ist der Wunsch von Millionen Unterthanen, und ich stehe meinem Könige nahe genug, um ihn aussprechen zu dürfen.“

„Nicht doch, Lieber, — aber er hat gerade jetzt etwas Erschreckendes für mich. Siehst Du, seit jener Nacht, in der ich François in das wuthsprühende Auge sah, hat mich eine Ahnung erfaßt, als ob mein Tod nahe bevorstehend sei. Ich weiß, daß ich keines natürlichen Todes sterbe — —, seltsam, wenn gerade er — —“

„Sire, welche Worte!“ rief der Herzog bestürzt. Vergebens suchte er diese Idee dem Könige zu widerlegen. Heinrich verließ, von namenloser Unruhe gepeiniget, seinen Minister . . .

* * *

Das große Heer, welches Heinrich zur Demüthigung Oesterreichs bei Chalons hatte sammeln lassen, war schlagfertig und erwartete nur noch die Ankunft des Feldherrn. Am Morgen des 14. Mai 1610 verließ Heinrich den Louvre und bestieg seinen Wagen, der ihn in das Lager führen sollte. Doch kaum hatte die Chaise die Fahrstraße erreicht, als ein Mann aus der Masse des Volkes auf das Hinterrad des Wagens sprang und dem Könige ein langes Messer in das Herz stieß. Der Mörder hieß — — François Ravailiac.

König Heinrich der Vierte verschied fast augenblicklich.

Ravailiac wurde lebendig gerädert —, von seiner ehemaligen Geliebten hat man nie wieder gehört.

Mosaik.

Das Röntgenkabinett bei den Türken und Buren.
Professor Dr. H. Klittner weiß in seinem anziehenden Buche: „Unter dem Rothen Kreuz im südafrikanischen Kriege“ aus eigener Erfahrung ergötzliche Dinge von der Aufnahme zu erzählen, die das Röntgenkabinett bei den Verwundeten im Jildizhospital während des türkisch-griechischen Krieges und bei den Buren im Lazareth zu Jacobsdal fand. Er schreibt: „Unter den Buren war des Staunens kein Ende. Gehört hatten sie wohl von der deutschen

Erfindung, aber ganz anders hatten sie es sich gedacht. Der eine hatte geglaubt, man stecke die Röhre in die Wunde hinein und leuchte von innen heraus, der andere hatte die ganze Geschichte für einen Utländerschwindel gehalten. Mir fielen dabei unsere Verwundeten im griechisch-türkischen Kriege ein. Als ich im Pildiz-hospital zum ersten male den Röntgen-Apparat in Thätigkeit setzte, bekam ich keinen der sonst so tapferen Leute in die „shetan odassi“ (Teufelskammer) hinein. Schließlich nahm ich einen albanesischen Unteroffizier beim Ehrenstandpunkt. Das half, er ging todesmuthig in das Röntgen-Kabinett, nachdem er vorher zwei Kameraden mit geladenem Gewehr an der Thür postirt hatte, welche die Erlaubniß erhielten, mich auf der Stelle todzuschießen, wenn ihm etwas passiere. Als der Albanese sah, wie ungefährlich und doch wie wunderbar die Sache war, da äußerte sich sein Erstaunen in echt mohammedanischer Weise: „Herr, Du bist ein großer Arzt. Allah segne Dich und Deine kluge Mutter! Ich sehe meine Knochen, ich sehe mich im Grabe“. Wenn man bedenkt, welchen Eindruck die Röntgensche Erfindung bei ihrem ersten Erscheinen auf uns Kulturmenschen gemacht hat, so wird man sich über das naive Erstaunen des Naturkindeß nicht wundern. Triumphirend schritt der Albanese aus der Dunkelkammer, und in einer Stunde wußte das ganze Hospital von der Kühnheit Osman Ben Alis und von der wunderbaren Kunst der deutschen Aerzte. Nun wollten alle die Röntgenstrahlen sehen, und keiner ließ mehr eine Operation an sich vornehmen, wenn nicht vorher eine Röntgenaufnahme gemacht worden war . . . So ursprünglich wie bei den türkischen Verwundeten äußerte sich natürlich das Erstaunen bei den Buren nicht; vor allem haben sie nie irgend welche Schwierigkeiten gemacht, wenn sie mit Röntgenstrahlen untersucht werden sollten. In dieser wie in mancher anderen Hinsicht sind sie überhaupt sehr angenehme Patienten. Wenn man irgend eine Maßnahme, auch große Operationen für nöthig hält, sind sie meist sofort entschlossen „Du weißt es besser wie ich, Doktor, Du hast es ja gelernt“. Mit gutem Humor verräth Professor Rüttner auch, wie er und seine Kollegen in Jacobsdal zu der für ihre Röntgenuntersuchungen nöthigen Elektrizität gelangten: „In Berlin hatte man uns einen schönen Röntgenapparat mitgegeben, den wir nach all den Mühen und Kosten nun auch gebrauchen wollten. Aber wo Elektrizität hernehmen in dieser Wüste, sieben Tagereisen entfernt von der nächsten Elektrizitätsquelle? Da wäre guter Rath theuer gewesen, wenn es nicht das mit Recht so beliebte Wörtlein „Kommandiren“ gegeben hätte. „Ich kommandire“ bedeutet nämlich in der südafrikanischen Kriegssprache: „Ich nehme was und wo ich es kriegen kann.“ Also es wurde kommandirt, und zwar durch einen jungen Burschen, einen Elektrotechniker, den Sohn des Postmeistersgenerals von Alphen aus Prätoria, der sich uns angeschlossen und uns viele Dienste geleistet hat. Isaac van Alphen reist also, mit einem großen Kommandirbrief der Regierung versehen, nach Johannesburg, kommandirt in einer Mine einen Petroleummotor von vier Pferdekraften, kommandirt in einer anderen Mine eine Dynamomaschine, kommandirt in Prätoria eine Menge Petroleum, kommandirt in Bloemfontein eine Menge Ochsenwagen. Auf diese Ochsenwagen ladet er alles, was er kommandirt hat und kommt triumphirend in Jacobsdal an. Sofort wird das Röntgenkabinett eingerichtet, die Akkumulatoren werden geladen und Afrikas Inneres sieht zum ersten male die Strahlen unseres großen Physikers.“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Zogogriph.

Mit k ist es gebogen
Mit s wird es geschossen.
Mit f kann's Schutz gewähren.
Mit g liegt's in Westfalen.

Bilderräthsel.



Magisches Quadrat.

1. wird gespielt und mitgemacht.
2. Musikstück.
3. wird gespielt und gesungen.
4. Geliebte eines alten Gottes.

In die Felder des Quadrats sind die Buchstaben AAA, B, DD, EEE, II, LLL, R derart einzutragen, daß die senkrechten und waagrechten Reihen gleichlautend sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Schachaufgabe.

Von E. Barain in München.

	a	b	c	d	e	f	g	h	
8									8
7		♔	♞		♜				7
6		♞	♜		♔	♞			6
5			♜		♔			♜	5
4									4
3			♜		♞	♜			3
2			♞	♜		♔			2
1									1
	a	b	c	d	e	f	g	h	

Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (9+7)

Auflösung des Telegraphenräthfels.
Landschaftsmaler (Man, Dorsch, Affe, Fisch, Magd, Gule, Frik).

Auflösung des Bilderräthfels.
Aufruhr im Heere.

Auflösung des Arithmogriphs.
September; Peter, Beere, Presse, Eber, Meer, Brest.

Auflösung der Skat aufgabe.
Im Skat lag noch aB; gedrückt wurde aK, c10 (14).
Kartenvertheilung:
B. a, c, dB, b10, 7; a7; dK, 9, 8, 7.
M. bB, bA, K; aA, 10, 9, 8; cA; d10, D.
S. bD, 9, 8; aD; cK, D, 9, 8, 7; dA.

Spiel:
1. B. aB, bK, b8. 2. B. cB, bB, bD (-7).
3. M. cA, c9, b10. 4. B. dB, bA, b9.
5. B. d7, d10, dA (21). 6. S. cK, a7, aA (-15).

Die andern Stücke nimmt der Spieler; die Gegner sind sonach nur bis 43 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Erna Roswig, Erich Hartwig, Franziska Groeger, Gerta Lipowski, Felix Girsch, Oskar Naak, Kurt Dolinsky, Hans Köhl, Erich und Margarethe Gabler, Stanislaus Musielewicz, Arthur Bielke, Erich Malzahn, F. Voß, Bromberg.